

Karin McPherson

Reiner Kunze: *Fünfzehn*

Diesen Text, der als Genre keiner bekannten Erzählform zuzuordnen ist, eröffnet eine Erzählerfigur unmittelbar und ohne Einleitung mit der Beschreibung von Äußerlichkeiten einer weiblichen Erzählfigur, die durch ihre ungewöhnliche Kleidung bei dem Erzähler Befremden erregt und für die ihm eigentlich die Worte fehlen: „Sie trägt einen Rock, den kann man nicht beschreiben, denn schon ein einziges Wort wäre zu lang.“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S.162) Um der Erscheinung dennoch Gestalt zu geben, greift er zu dem uralten dichterischen Mittel der Metaphern und Vergleiche, die er häuft, variiert und übertreibt: Der überlange Schal, den sie sich erträumt, erscheint als „Doppelschlepe“, „eine Art Niagara-Fall“, als Werk, „an dem mindestens drei Großmütter zweieinhalb Jahre gestrickt haben -“ (S.162).

Eine objektive Beschreibung des Erzählgegenstandes wird also von vornherein ausgeschlossen; der Erzähler hat, ob beabsichtigt oder nicht, eine Distanz zu seiner Erzählfigur, die den Ton und die Erzählhaltung den ganzen kurzen Text hindurch bestimmt. Daß diese Distanz unter anderem auf einem Altersunterschied zwischen Jugendlichen und Erwachsenen beruht, wird gleich am Ende der ersten (mißglückten?) Einführung festgestellt: „Sie ist fünfzehn Jahre alt und gibt nichts auf die Meinung uralter Leute.“

Im Gegensatz dazu versucht der Erzähler, seine Leser auf seine Seite, nämlich die der Erwachsenen, zu ziehen, indem er sich direkt an sie wendet: „Könnte einer von ihnen (Ihnen? Anm.d.Verf.) sie verstehen, selbst wenn er sich bemühen würde? Ich bin über dreißig.“ (S.162) Durch diese Leser/innen-Anrede wird nicht nur die Generationskluft betont, sondern auch - ob unbeabsichtigt oder nicht - der Standpunkt des Erzählers als Mann hervorgehoben, im sprachlichen Duktus des ‘er/einer von ihnen’. Bei der Beschreibung der Tochter nimmt es der Erzähler genauer mit der Bezeichnung der Geschlechter: „Zum Schal trägt sie Tennisschuhe, auf denen jeder ihrer Freunde und jede ihrer Freundinnen unterschrieben haben.“ (S.162)

Der erste Eindruck, den der Erzähler uns vermittelt, ist der eines eigenwilligen und selbständigen Teenagers, die mit der Mode und der Zeit geht und die sich Änderungen wünscht und erträumt, wo ihn die Phantasie verläßt: „Doch wer hat vor zweieinhalb Jahren wissen können, daß solche Schals heute Mode sein würden“ (S.162), lautet sein Kommentar. Hier wird deutlich, daß die Geschichte von mehreren Perspektiven aus zu lesen ist: einmal als private Familienbeziehung (Vater-Tochter), zum anderen im politischen Sinne der Bevormundung durch die Gesellschaft und der daraus entstehenden Anpassungszwänge.

Daraus ergibt sich die beinahe schizophrene Sicht des Erzählers: während er einerseits die Tochter nach seinen Vorstellungen zu Ordnungsliebe und konventionellem Geschmack erziehen möchte, lobt er andererseits ihr Streben nach unbedingter geistiger Unabhängigkeit, um das er sie beneidet; bei ihr fallen Wunschtraum und Wirklichkeit nicht auseinander, wie sich am Beispiel des erträumten Niagara-Schals zeigt: „Ich glaube, von einem solchen Schal würde sie behaupten, daß er genau ihrem Lebensgefühl entspricht.“ (S.162)

Beispiele für die doppelte Perspektive finden sich an vielen Stellen des Textes, so zum Beispiel, wenn sich der Erzähler einerseits über die Lautstärke beschwert, mit der das Mädchen Musik hört, während er ihr gleichzeitig eine positive Motivation unterstellt: „Ich weiß, diese Lautstärke bedeutet für sie Lustgewinn. Teilbefriedigung ihres Bedürfnisses nach Protest.“ (S.162) Da er, im Gegensatz zu ihr, seinen Protest nicht laut, sondern nur in Gedanken äußert, ist er ihr gegenüber außer Gefecht gesetzt. Unfähig zur Auseinandersetzung, bleibt ihm nur der Weg zur Selbstkritik, an welcher er die Leser teilnehmen läßt: „Dennoch ertappe ich mich immer wieder bei einer Kurzschlußreaktion. [...] Noch hinderlicher ist die Neigung, allzu hochragende Gedanken erden zu wollen.“ (S.162) Mit der Wahl technischer Metaphern verdeutlicht der Erzähler, wie er mit seinen Verstandesargumenten an der kreativen Unberechenbarkeit und Unabhängigkeit des Mädchens einfach scheitert: Er steht sich selbst im Wege. Der Vorgang wiederholt sich ähnlich bei der Beschreibung ihres Zimmers. Staub und Unordnung sind extrem und darauf angelegt, bei jedem 'normal' reagierenden Erwachsenen Kritik und Ekel zu erzeugen. So findet der Erzähler es auch notwendig, die Mutter vor diesem Anblick zu schützen, indem er „ab und zu heimlich ihr Zimmer wisch[t], um ihre Mutter vor Herzkrämpfen zu bewahren“. (S.163) Hier spätestens wird deutlich, daß der Vater sich gern in einer besonderen Rolle sehen möchte, als Vermittler, der zwischen Mutter und Tochter Harmonie bewahren will und der gleichzeitig den Anspruch für sich erhebt, die Tochter am besten zu verstehen und in ihrer Individualität zu akzeptieren. Nur gelingt es dem Erzähler nicht, diese Sicht konsequent durchzuhalten. Zwar bewundert er ihren Lesehunger („Hesse, Karl May, Hölderlin“), aber er verurteilt ihre chaotische Art, mit Büchern umzugehen, sie zu Gegenständen ihrer allgemeinen Unordnung zu machen. Um diesen, für ihn unerträglichen, Umstand zu erklären, gibt der Erzähler seine eigenen Wunschvorstellungen preis, indem er der Tochter höhere Motive unterschiebt: „Ich weiß: Sie will sich nicht den Nichtigkeiten des Lebens ausliefern. Sie fürchtet die Einengung des Blicks, des Geistes.“ (S.162) Er will sie vor dem Zustand bewahren, dem er unterworfen ist, in dem er der Vernunft, der täglichen Routine folgt und sich den herrschenden Normen anpaßt.

Der Erzähler schließt mit einem kurzen anekdotenhaften Bericht aus der Vergangenheit über den gescheiterten Versuch, die Rolle des Vaters als taktvoller Erzieher zu spielen.

Seine erzieherische Lüge, daß er unter ihrem Bett „zwei Spinnennester“ gefunden habe, erzeugt zwar zuerst die gewünschte Reaktion von Schreck und Ekel, die sich ein paar Urlaute artikulieren: „ix! Ääx! Uh!“. Auch an dieser Stelle zeigt der Erzähler seine kritische Mißbilligung, indem er sich hinter der Englischlehrerin verschanzt, von der er annimmt, daß sie „von so viel Kehlkopfknacklauten - [...] ohnmächtig geworden wäre.“ (S.163) Hier, wie überhaupt im Text, paßt er sich sprachlich den Übertreibungen an, wie er sie von Jugendlichen erwartet. Die fünfzehnjährige Tochter dagegen überrascht in dem ersten und einzigen Dialog mit dem Erzähler im letzten Abschnitt des Textes durch ihre einfache Sprache und kindliche Logik, mit der sie die hinter einer Lüge versteckte Rüge des Vaters durchschaut und schlagfertig auf sie reagiert. Sie hat das letzte Wort: „‘Die stelle ich jetzt immer dorthin‘, sagte sie. ‚Damit keine Spinnen hineinkriechen können‘.“ (S.163)

Der Erzähler geht aus dieser Situation als Verlierer hervor und bleibt es auch in Zukunft, wie sein Verstummen gegenüber den Lebensäußerungen der Tochter im Verlaufe des Textes zeigt. Dennoch setzt er auf höchst wortgewandte Art den Dialog innerlich fort, in dem er sich an die Leser wendet, mit deren Einverständnis er rechnet. Seine Wunschvorstellungen von Freiheit, Unabhängigkeit und unangepaßtem Verhalten, die er dem - für ihn eigentlich unakzeptablen - Verhalten der Tochter als Motive unterlegt und womit er sie vor sich selbst entschuldigt, entsprechen seinen eigenen unerreichbaren Wünschen. Indem er die unüberbrückbare Kluft zwischen zwei Generationen, Erwachsenen (Eltern, Lehrer, die Leser) und Jugendlichen (die Fünfzehnjährige und ihre Freund/innen) zeigt, ruft er gleichzeitig den Wunsch nach dem verlorenen Paradies wach; für seine Generation der Überdreißigjährigen – ‚Uralte‘ vom Standpunkt der Jugend aus gesehen – gibt es keine Möglichkeit, sich so wie die Tochter zu verhalten, ja, es hat sie vielleicht nie gegeben. Hier geht es nicht nur allgemein um Probleme der Eltern mit der heranwachsenden ‚modernen Jugend‘, wie der Titel „Fünfzehn“ zunächst vermuten läßt, sondern um eine politische Situation, in der Erwachsensein gleichgesetzt ist mit Anpassung, Einschränkung, Vernunft, Verzicht auf Träume. Das legt auch der Entstehungskontext dieses Textes aus dem Band „Die wunderbaren Jahre“ (1976) nahe, der bis zur Wende nur in der westdeutschen Luchterhand-Ausgabe erscheinen konnte.

Eine Gegenüberstellung mit Maxie Wanders Text „Gabi A., 16, Schülerin: *Die Welt mit Opas Augen*“ (Vom Nullpunkt zur Wende..., S.164-168), macht deutlich, daß Reiner Kunze seinen (1976 nur in der BRD veröffentlichten) Text gegen die politische und gesellschaftliche Vereinnahmung und Normierung in der DDR geschrieben hat, wo er bis zu seiner Übersiedlung in die BRD im April 1977 als Schriftsteller lebte und „von staatlicher Seite her vielen Angriffen ausgesetzt [war], die bis zum Publikationsverbot gingen“ (Vom Nullpunkt zur Wende..., S.275). In dem Band mit dem ironischen Titel „Die wunderbaren

Jahre. Prosa” stellt Kunze in einer Reihe von kurzen, oft anekdotenhaft konzipierten Prosatexten die Probleme von Jugendlichen mit Schule, Staat, Partei, Freunden und Eltern vor, die Zeugnisse tiefer Entfremdung sind. Die Verbildung der Jugendlichen durch Schule und Staat, durch Zwang und Anpassung an vorgeschriebene Normen und Verhaltensweisen, die oft von den Eltern selbst vorgelebte Lebenslüge als Grundlage, mit Staat und Partei auszukommen, wurde in literarischen Werken der 70er Jahre immer häufiger thematisiert. Darüber geben auch die Texte Aufschluß, die Maxie Wander auf der Basis von Interviews mit 17 Frauen verschiedener Generationen (von Jugendlichen bis zu Rentnerinnen) aufzeichnete, und die kurz vor ihrem frühzeitigen Tod 1977 in „Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband in der DDR”, und ein Jahr später in der BRD erschienen. Die Tatsache, daß Maxie Wanders die - von innerer Zensur weitgehend unberührten - Aussagen der Frauen zu den verschiedensten Lebensfragen von der DDR-Zensur zur Veröffentlichung freigegeben wurden, während Kunzes poetische Texte Opfer strengster Zensur und Stasimaßnahmen wurden, beruht sicherlich nicht zuletzt darauf, daß Maxie Wander sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Krebskrankheit befand, als sie die Protokolle für die Veröffentlichung bearbeitete. Als Frau des bekannten Schriftstellers Fred Wander, war sie selbst nur als Journalistin und Photographin bekannt und weniger im Licht der Öffentlichkeit als der Schriftsteller Reiner Kunze, der bereits seit seinem Protest gegen den Einmarsch der Truppen zur Unterdrückung des Prager Frühlings 1968 bei den DDR-Kulturbehörden in Verdacht stand, gegen den Staat zu arbeiten.

Stand 1.7.2000

Karin McPherson war Senior Lecturer an der University of Edinburgh und ist jetzt im Ruhestand.